

uns versehen, sind wir darauf festgelegt. Mit einigen kräftigen Ruderschlägen suchen wir über das Hindernis hinwegzukommen, geraten jedoch immer fester. Wir sitzen jetzt „gründlich“ fest. Erst vergebliche Versuche, doch noch freizukommen, dann langes, aufgeregtes Veratzen, schließlich steigt ich ins Wasser und ziehe — zum Glück war das Flußbett hier nicht allzu tief — das Boot samt Insassen und Gepäck ans Ufer. Jeder Schritt ein Kampf mit der Strömung. Doch es gelingt, und wir bringen das Boot glücklich wieder hinauf zur Anlegestelle und laufen zu Fuß weiter. Unterwegs sehen wir auch, wie die verhängnisvolle Stromschnelle in ihrem unteren Teile noch viel gefährlichere Gestalt annimmt als im oberen, und wissen, daß die Fahrt dorthin durch uns das Leben gekostet hätte.

Nun sind wir schon den ganzen Tag über zahlloses Geröll bergauf und bergab gestiegen und haben viele Täler überquert. Endlich stehen wir todmüde auf einem der höchsten Berggipfel in der Runde. Wir merken das Geröll ab und blicken uns um. Uns gegenüber erhebt sich ein neuer gewaltiger Gebirgsstock, um den Gipfel einen Gürtel Schneefelder. Zwischen ihm und uns ein herrlich breites Tal mit schroffen Hängen. In seiner Mitte glitzert ein vielverzweigter Fluß. In lieblichem Gegenlicht zur majestätischen Startheit dieser Bergriesen breitet sich zu unseren Füßen der runden, derbsame Blütenteppich farbiger Moore, weiß und rot und gelb. Ueber dem Ganzen aber dehnt sich ein kristallklarer Himmel. Kein Laut! Es herrscht großes Schweigen der Natur. Das ist Laplands geheime Schönheit.

Die Geisterkarawane

Von Hans Felix Wolff.

Der Aufenthalt am Wasserloch, der dritten Tagesstation auf unserem Wege durch die tibetische Wüste, war nur von kurzer Dauer gewesen. Nach angestrengtem Nachtmarsch hatten wir gerade abgelagert, die Schläuche neu gefüllt und uns im Schatten mannhohler Dornsträucher niedergelassen, um das Frühstück einzunehmen, wobei ein Guß Whisky das fide Wasser des Tümpels und die auf heißen Steinen gerösteten Brotkrumen genießbar machen sollte. Da kam der Aufpasser, dem der weite Burnus glatte Fledermausflügel um die Arme flatterte, atemlos gesprungen und trieb zum Ausbruch. Er hatte in der ungeheuren, wie flach gewählten Talsohle, von der nur eine Anhöhe uns trennte, dunkle Punkte bemerkt, die sich bewegten und größer wurden; drei bis zehn im Anfang, dann immer mehr, eine unentzerrbare Menge. Nomaden waren es, die den Heuschreckenschwärmen an Beutegier und Gefährlichkeit kaum nachstehen. Es durfte als ausgemacht gelten, daß niemand, dessen Anwesenheit sich verriet, ungeschoren davonkommen würde, — und wir waren nur zwölf Mann, darunter zwei Europäer.

In fliegender Hast wurde aufgepackt. Die Beschäftigung ließ keine Zeit zum Nachsinnen, und bereits wenige Augenblicke später befanden wir uns unterwegs nach einem Versteck, wo wir den Vorbeizug abwarten wollten.

Als ockergelbe Mauer begleitete die Bergflanke unsere Flucht. Sie erschien fügenlos geschlossen und im oberen Teile senkrecht abfallend gleich einer Korallenbank. Nach Verlauf einer Stunde jedoch bot sie das, was die Wüste eifrig suchte: einen als Rastplatz geeigneten Unterschlupf. Von weitem nicht erkennbar, durch eine Talsohle das Vollwerk. Nach innen zu anziehend, verschmälerte sie sich zu einem Engpaß. Hier konnte man selbst Wagen entbehren, abgesehen vielleicht von dem Durchlaß auf der Höhe. Aber merkwürdigerweise wurde das nicht in Erwägung gezogen. Es erübrigte sich, hier es. Die Schlucht enthielt einen Begräbnisort aus vorislamitischer Zeit und gelte weit und breit als verheißt. Keines Menschen Fuß würde sich dorthin wagen und sich Gefahren übermenschlicher Art aussetzen, die unabwendbar seien und den Verderb der Seele nach sich zögen. Das schreckte auch die anderen ab. Immerhin war ich neugierig geworden und bestand auf einer Erkundung. Nach längerem Hin und Wider wollte mich auch einer der Leute begleiten, ein hagerer, bärtiger Geselle mit unklarer flackernden Augen. Er erzählte, als wir uns ein Stück entfernt hatten, habe genug mit Geiern zu tun gehabt, um auch den Spuk dieses Ortes nicht zu fürchten. Dabei blühte er mit einem durchdringenden, verwegenen Ausdruck in die Runde. Er rante in der Tod nicht ganz gehor an. Später er-

fuhr ich, daß er offenbar in der Verwegung verfallen war. In der Tat, er hatte eine ganze Anzahl Menschenleben auf dem Spiel gesetzt, als er sich auf den Weg machte. Er erzählte, daß er nicht ganz richtig im Kopfe wäre. Er rante, wo es ging, trockene Dornzweige zusammen und lud sie sich auf den Rücken. „Gut ge- gen Geister“, grinst er dabei. Die Last wurde bald schmerzhaft, er eine tiefe stachelige Kugel in gleichmäßigem Gebirgesschritt bergan. Erst oben auf der Höhe lud er sie vorsichtig an einem Felsriegel angehängt des anderen Tales ab. Da der jenseitige Abhang sich in mehrere Rinnen gabelte, konnten wir, durch jene Kullisse gedeckt, das ganze Nomadenlager zu unseren Füßen unbeobachtet übersehen. Ein dunkles Gewimmel auf gelblichem Untergrunde. Die Sonne stand fast im Zenith, die Zeit, wo im Orient ein jeder sich der Ruhe hingibt und Mensch und Tier gewohnheitsmäßig schlafen. Es war so still, daß man das Abbröckeln von Sandsteinkörnern hörte. Auch im Lager unten schien alles Leben erloschen.

Ich muß über diese Eintönigkeit eingebremst sein, denn als ich erwachte, standen schon die Sterne am Himmel, und ein greller Flammenschein umfäumte die Ränder des Felsens gegen den ich lag. Das Gespenstertal, war mein erster Gedanke. Da glitt auch schon ein lauterloser Schatten eilig an mir vorüber. Ein willkürlich drückte ich mich tiefer in das Dunkel. Die Erscheinung der huschenden Gestalt wiederholte sich in gleichen Abständen, um im Engpaß zu verschwinden. Wenn das einen Ueberfall bedeutete, wozu dann das Feuer? Erst jetzt verstand ich den Sinn der mitgeschleppten Dornzweige. Ich sprang auf die Füße und erkannte in dem nächsten Ankommen meinen Begleiter Madjnum. Er lief, immer im Kreise, um die nur von einer Seite erleuchtete Felskluft, um den Anschein zu erwecken, als zöge eine ganze Kolonne von dem Gespenstertal hinab gegen das Nomadenlager. Schärfer hinschauend, konnte ich in der Tiefe bereits den Erfolg beobachten. In wirrer Hast flohen Kamele und Menschen nach allen Seiten. Selbst die Zelte wurden in Stich gelassen. Vereinstamt brannten die Feuer. Das hatte Madjnum bezweckt. Er war in seiner Blünderungsjucht und in dem Triumph seiner List nicht mehr zu halten und rannte spornreißend durch das Schattendunkel abwärts. Ich blieb, wohl oder übel, als einziges Gespenst auf dem Platz und betätigte mich in dieser Rolle durch Finken-auffliegende Steinwürfe in das verglimmende Feuer. Erst nach geraumer Zeit hehrte Madjnum keuchend und, wie mir schien, bedeutend umfangreicher zurück.

Wir gestellten uns zu den andern, die noch in derselben Nacht aufbrachen, und bewachten mit harmloser Miene Verschwiegenheit über das Vorgefallene. So blieb mit Madjnum verpflichtet. Zwischen uns beiden spielte ein heiligeres Geheimnis, das uns oft zu zwinkerndem Lachen Anlaß gab, während unser Schicksal Madjnum-Sassan, wenn ihm das Geringste davon zu Ohren gekommen wäre, ganz gewiß voll Besorgnis und voll Empörung über den Frevel die Reife ohne weiteres abgebrochen hätte.

Elefantenjagd in Uganda

Die vielseitige Tätigkeit der Briten in ihren afrikanischen Besitzungen erhellt aus dem ersten Jahresbericht des Jagdamis von Uganda, der britischen Schutzherrlichkeit, die sich im Süden des ägyptischen Sudans zwischen dem belgischen Kongostaat und Britisch-Ostafrika bis an den Victoria-See erstreckt. In diesem Gebiete großer wilder Elefantenherden spielte die Elefenbeinergewinnung schon lange vor der britischen Besitzergreifung eine große Rolle. Die eingeborenen Hauptlinge waren im Besitz von Tausenden von Stöcken mit denen sie durch arabische Händler einen schumhaften Handel trieben. In das noch völlig geschlossene Land waren Säuren von Elefantenjägern aus arabischen Herren Länder eingebracht und richteten mit Sprenggeschossen und sonstigen mörderischen Waffen in den Elefantenherden einen riesigen Schaden an. Nach der britischen Besitzergreifung wurde die Elefantenjagd geregelt, der Abschluß beschränkt. Diese Anordnung hatte aber wieder zur Folge, daß die Herden sich stark vermehrten und auf den Feldern der Eingeborenen große Vermehrungen anrichteten. Daher gab die britische Verwaltung den

Abschluß der Elefanten wieder frei mit der Bedingung, daß die Stämme des gewonnenen Elefenbeins an die Regierung abgeliefert werden mußte. Aber auch diese Maßregel erwies sich als fehlerhaft, denn durch die uneingeschränkte Jagd spalteten sich die großen Herden in zahlreiche kleinere Gruppen, und der Schaden in den bebauten Ländereien wurde größer als vorher. Daher begründete die britische Verwaltung das Jagdgebiet in zwei Teilen, dessen Dienst erfahrene europäische Elefantenjäger mit kundigen eingeborenen Führern trafen. Diese teilten das Jagdgebiet in zwei verschiedene Bezirke ein, einen mit bestellten Feldern, in dem der Abschluß frei gegeben wurde, und den anderen der großen Waldungen, in denen die Tiere keinen großen Schaden anrichteten konnten und daher unbedeutend blieben. Die Elefanten merkten sich genau die Orte, an denen sie beschossen wurden, und lernten allmählich, sie zu meiden. Das britische Jagdamt beschäftigt jetzt in dem großen Gebiet nur vier europäische und einen indischen Fortwarter, mit je 6 bis 8 eingeborenen Wildführern. Ihre Tätigkeit wird nicht danach bewertet, wie viel Elefenbein sie abliefern, sondern nach dem Schutz, den sie bestellten Feldern gewähren. Diese Einrichtung hat sich durchaus bewährt, da sie zugleich die Felder der Eingeborenen schützt und das Wild schonert. Der Versuch des Elefantenjägers — Förster wie Wildhüter — ist sehr gefährlich, denn die Tiere hehrerlei Geschicklichkeiten in Uganda angriffs-lustig und nehmen den Menschen auch vor dem Schutz an. Immerhin sind die meisten Bejagten bisher mit blauem Auge davon gekommen dank ihrer guten Waffen und der gegenseitigen Unterstützung, die sie sich gewähren.

Am Ausguck

Was liest man in Amerika.

„Publishers Weekly“ veröffentlichte kürzlich eine Liste über die meistgelesenen Bücher in den Vereinigten Staaten, eine Statistik, wie sie ja auch der deutsche Buchhandel zuweilen herauszugeben pflegt. An der Spitze stehen die Schriften Winston Churchills mit 4388 000 Exemplaren, dahinter die von Curwoods mit 1843 300. In beträchtlichem Abstande folgen dann die Namen wie Conan Doyle (640 000), Hall Gaine, Joseph Conrad, Jack London und May Sinclair. Merkwürdigerweise befindet sich unter diesen „Prominenten“ weder Upton Sinclair noch Sinclair Lewis, die ja bekanntlich in Europa von allen amerikanischen Schriftstellern, abgesehen von den Nordbänden, am meisten gelesen werden. Mitbin bemerkt sich auch hier der alte Spruch: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“

Eigenartige Titel.

Wer wird nicht unglücklich lächeln, wenn er einen Titel hört wie: Marquis von Brantwein, Graf Limonade oder Herzog von Walmelode? — Und doch wurden diese „geschmackvollen“ Titel von einem richtigen Monarchen an drei seiner Untertanen verliehen, und zwar in Haiti. Dort war 1811 eine Revolution ausgebrochen, in deren Verlauf sich ein Regent namens Cristobal zum Kaiser ausriefen ließ, welche Würde er bis zum Jahre 1820 bekleiden konnte. Unter den zahlreichen von ihm verliehenen Auszeichnungen finden sich auch die drei obengenannten. Man glaube auch nicht, daß es sich um eine bizarre Laune afrikanischer Phantasie handelte. Es sind die Namen dreier Plantagen, die den drei mit der kaiserlichen Gunst ausgezeichneten gehörten.

Eine merkwürdige Pflanze.

Im Königlich Botanischen Garten in Londoner Regent-Park befindet sich eine Pflanze, deren Alter mit weit über tausend Jahren angegeben wird. Die Botaniker nennen sie Eucalyptus alba, von wo sie stammt, heißt sie etwas einfacher: Rassenrot (nicht zu verwechseln mit Rassenrot, einer Hirseart). Sie nimmt so gut wie gar keine Nahrung von außen auf, vielmehr birgt sie in sich einen gewissen Vorrat an Wasser und Nahrungsstoffen, die zu ihrer Existenz ausreichen, und die auch im Falle der Not von den Eingeborenen gern genommen werden; daher auch der eigentliche Name dieser Pflanze.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altna.
Druck und Verlag: P. A. Sang, Altna.



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 24

Mittwoch, 15. Juni

1927

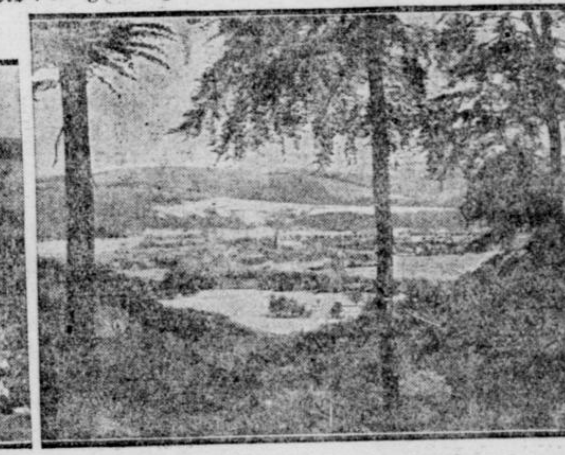
Wanderpläne ins Sauerland

Eine anderthalbtägige Sauerlandsfahrt.

Wir lösen eine Sonntagskarte nach Arnsberg, fahren jedoch eine Station weiter bis Deventrop unter Nachsicht bis hier. Auf bezeichneter Wege steigen wir durch Göttingen und weiter durch prächtigen Hochwald aufwärts zum Kamm des Arnsberger Waldes. Oben stoßen wir auf den uralten Pladweg und damit auf die Hauptwanderstrecke 1 des Sauerländischen Gebirgsvereins. Bis hierher ist's eine Stunde gut. Der Pladweg, dem wir nunmehr ostwärts folgen, ist eine alte Handels-

hen der Haar im Norden und die Berge des Arnsberger Waldes im Süden vom Wasser aus zu beschauen.

Für die Rückwanderung stehen uns zwei gleichlange Wege zum Bahnhof Rheine-Hüften zur Verfügung. Beide sind 2½ Stunden lang. Entweder folgen wir der Hauptwanderstrecke 24 am Westrand der Talferre entlang über den Langenberg, durch den Schwarzenbruch und durch die Ortshäuser Hüften oder wir halten uns weiter auf dem Hauptwanderwege 28 durch das Törslein Brünningen und auf dem Schlotwege über den Schreppenberg, dann am Langenberg vorbei über den Großen Kupke-



Hüften.

straße, die jetzt verlassen dahliegt, an einigen Stellen sogar arg kumpelig ist und daher nach längerem feuchten guten Schuhwerk voraussetzt. Im übrigen aber führt er uns durch die stillen und großartigen Teile des stundenlangen Arnsberger Waldes. Der Weg durch die Waldesdomen ist ein Lattenberg vorbei und bleibt auf der weiteren 1½ stündigen Waldwanderung unser einziger Begleiter, bis wir plötzlich vor einem steilen Bergkegel stehen, auf dem das winzige Städtchen Hirschberg thronet. Einst stand hier ein prächtiges Jagdschloß des Kurfürsten von Arnsberg; nichts deutet mehr auf diese Herrlichkeit hin; das hübscheste schöne Tor hat man vor 100 Jahren nach Arnsberg überführt und am Eingang zum Eichholz aufgestellt. In diesem einsamen Bergkloß stellen wir die Wanderfüße unter den Felsen und halten bis zum Sonntage Rast.

Am folgenden Tage wandern wir zunächst auf einem bezeichneten Wege nordwärts in der Richtung auf Allagen zu, überschreiten den Hallebach und das Deutmedertal und kommen nach knapp 1 Stunde auf Hauptwanderstrecke 26, die über den alten Rennweg führt. Auch dieser Weg führt quer durch den ganzen Arnsberger Wald. Wir folgen dem Wanderweg westwärts am Forsthaus Klauenberg vorbei. Es bleibt auf der 2½ stündigen Strecke bis zur Mühnetalperre die einzige menschliche Behausung. Sonst umfängt uns nur die Stille und der Sonntagsfrieden des weiten Arnsberger Waldes. An der 130 Millionen ehm fassenden Talperre verfolgen wir den südlichen Randweg fast eine Stunde lang bis zur Drüggelter Brücke, überqueren diese in der Seebreite, um nördlich des Sperreßes die Ortshäuser Drüggelte zu durchwandern und dann auf dem nördlichen Randwege westwärts bis zur gewaltigen Sperremauer zu gehen. Gut 4 Stunden seit Hirschberg sind's hier. Wir stehen am Endpunkt des langgestreckten Sauerlandes. Haben wir Lust und Zeit, machen wir mit einem der Motorboote eine lustige Rundfahrt von 1—1½ Stunden Dauer, um die Hü-

den der Haar im Norden und die Berge des Arnsberger Waldes im Süden vom Wasser aus zu beschauen. Für die Rückwanderung stehen uns zwei gleichlange Wege zum Bahnhof Rheine-Hüften zur Verfügung. Beide sind 2½ Stunden lang. Entweder folgen wir der Hauptwanderstrecke 24 am Westrand der Talferre entlang über den Langenberg, durch den Schwarzenbruch und durch die Ortshäuser Hüften oder wir halten uns weiter auf dem Hauptwanderwege 28 durch das Törslein Brünningen und auf dem Schlotwege über den Schreppenberg, dann am Langenberg vorbei über den Großen Kupke-

Bergeffenes Land und Volk

Von Max Rich. Mothes.

Drei Tage schon rastet der Sturm aus Nordost und peitscht die See gegen den trübsich redenden Arm der künftigen Neuhung. Die föhren rauchten im gewaltigen Crescendo unter den Händen des wilden Gesellen. Dänen griffen mit unerbittlichem Griff nach Gehölz, Mensch und Tier. In dem Lande, das sich von Schwarzorits dunklen, geheimnisvollen Wäldern über das schweigende todesraue Dünengefilde Nordens bis zum einsam liegenden Mosenbruch bei Roskitten erstreckt, in dem alles Leben heilig ist, stand der Elch gefesselt Hauptes und ließ des Nordsturmes Gewalt über seinen königlichen Schmutz, über sein Schaulagergeweihe toben. Der Mensch war mochte der tausendjährige Herrschertraum des Elches flanken bebten leise, und seine Augen leuchteten von Güte.

Hinter Türen und verhangenen Fenstern, in engen Stuben und auf der Diele verharrten die Menschen im Schweigen. Weiber griffen nach dem alten Menschenbuch, lasen die Kinder derlegenden vom Menschensohn. Die Kinder horchten. In den harten Händen der Mütter. Haben wir Lust und Zeit, machen wir mit einem der Motorboote eine lustige Rundfahrt von 1—1½ Stunden Dauer, um die Hü-

tenden Brauen. Die Ohren lagen an der Wand der Welt und vernahmen, hellhörig geworden, das tiefste Geheimnis alles Geschehens. Die Herzen schlugen um ein kleines schneller, und die Hände, ruhend auf dem heiteren, blonden Scheitel der Jünglinge, wurden ganz leicht, ganz glatte, ganz liebe.

Am dritten Tage des Sturmes, gegen die Stunde der Dämmerung geschah es. Hilflos wälzte ein Schiff sich in der Brandung. Das Ruder gebrochen, nicht mehr gehorchend der Hand des herrschenden Menschen, hatte die wütende See vierundzwanzig Stunden Jangball mit ihm gespielt und es dann, müde geworden, in die Brandung getrieben und auf den Strand. Vor einer Handvoll Menschen und einem Schiffshund öffnete sich abwärts das Tor zu jenem rätselhaften Land ohne Wiederkehr. In einem Duhnd Seelen stand das Grauen vor der Dunkelheit des Schicksals, und eines Hundes banges Winseln war Klage, Angst, Sehnsucht, Verzweiflung. Aber wie sich der Gestrandeten Todesnot noch einmal im Schrei der Stürme über den Dänen brach, an den Fenstern rüttelte und an den Türen schüttelte, da wurden die Augen der Neuhungsfischer noch weiter, noch harter, noch lebloser. Die Hand glitt mit abschließender Järllichkeit vom Scheitel der Jünglinge. Schwer schürfte ihr Schritt über die Diele; in den Dänen ward er zum Stampfen: Kampf um zwölf Brüder in Todesnot! Um zwölf Brüder und einen Hund. Gegen Mitternacht waren sie zurück. Als Sieger. Sie sahen noch eine kurze Spanne Zeit am wärmenden Feuer ... und jetzt huschte ein Lächeln in ihre harten Züge.

Eine Stunde im neuen Tag brach sich des Sturmes Gewalt. Ueber Neuhung, Hoff und See wälzte sich schweigend die Kuppel des ewigen Himmels. Sternbesät. Vor der Sonne schon hörte ich den seltsamen, schweremühten Sang. Rutenkähne, in langen Reihen mit reicher Last zur Stadt ziehend. Die gelben Segel flackerten schwer im Morgenwind und seufzten. Die absonderlich geschnitzten Wimpel knarren hin und her. Im schweren Steuer steht leise singend der alte Fischer. Kräftig, in Tücher gehüllt, fängt das Weid über das dämmende Daff ... Markttag, Erntetag ...

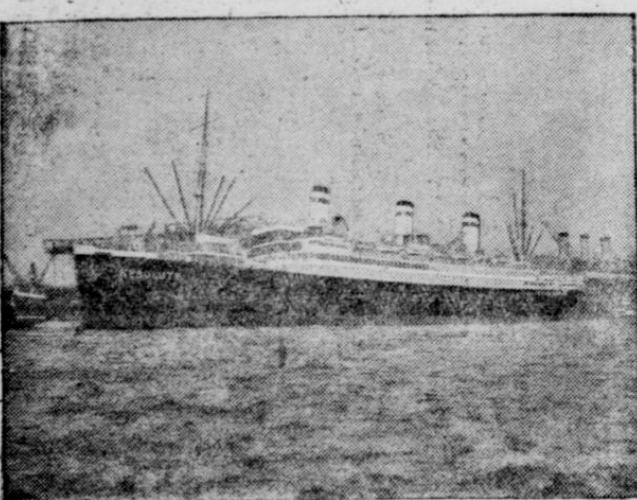
Um Mitternacht schon regt sich's. Das ist ein Laufen und Schürfen, ein Traben der Pferde und Rollen der Räder auf allen Straßen vor und in der Stadt. Die freundlich brennende Laterne schaukelt lustig am Wagen. Der schlaftrunkene Fuhrmann brummt - dunklen Fluch, wenn ein allzu großer Stein im Wege den Wagen erschüttert. Ein Bauer treibt mit „Hüh“ und „Hoi“ eine braungeflechte Kuh stadwärts. Der Steuerernehmer, der Zins, die grüne Rot, sie drohen bedenklich. Bleibt noch die Schwarzgeflechte im Stall und das dümmere Kälbchen. Aber wenn die auch, dann ... Verflucht, nur nicht denken. Grau ist der Morgen, grau wird der Tag sein, aber lüftig der Abend. Dunkel ist gültig und schafft Vergeffen. Wenn dann zur Nacht die Krähen ums Haus schreien und die Kie, dann kommen der Ronkies, der Senturles, der Grigolet und die Mähe, die Gerbie, die Momelette. Wodha kreist. Die alte Samoniba ächzt. Damos werden gelungen. Lustig ist der Abend. ... Hü ... Aber wenn die Schwarzgeflechte und das dümmere Kälbchen, dann ... Verflucht ... Hü und Gott! Markttag, Erntetag. ... Die Stadt ist auf den Beinen mit Kind und Regal. Geschrei, Gelächter, Fluchen, Kreischen, Singen, Handeln und Feilschen, auf Polnisch, Deutsch, Russisch, Polnisch, Russisch und Jiddisch. Betrunkene, Tanzen, Singende,



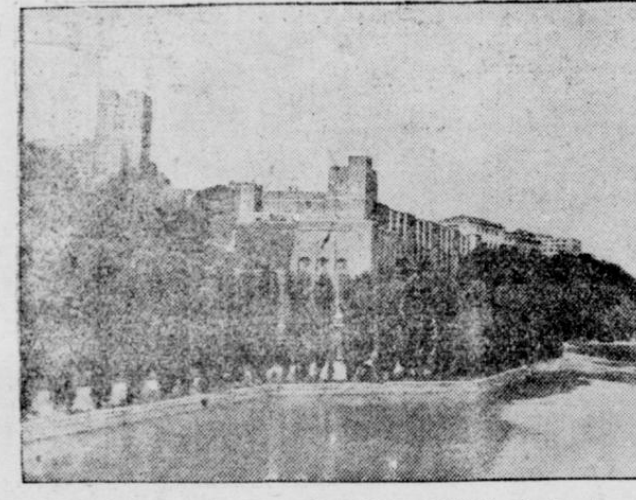
Pennsylvania-Hotel in New York, eines der größten Hotels der Welt.



Wolkenträger in Chicago, Wrigley-Haus und Turmhaus der Chicago Tribune.



D. 'Resolute' der Hamburg-Amerika-Linie.



Die bekannte amerikanische Militärakademie Westpoint am Hudson.

Nordamerika als Touristenziel

Das vergangene Jahrzehnt hat das Interesse Europas für die Vereinigten Staaten von Amerika wesentlich gesteigert. Die Zahl derjenigen, die das Land aus eigener Anschauung kennen lernen wollen, vermehrt sich stetig. Auf einem Gebiet von gewaltiger Ausdehnung, das etwa 18mal so groß ist wie das Deutsche Reich, bieten die Vereinigten Staaten dem Besucher eine Mannigfaltigkeit der geographischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, wie sie kaum irgendwo anders Land aufzuweisen hat. Nicht nur der Industrielle und Kaufmann, auch der Wissenschaftler, der Landwirt und weiter der Sportsmann und Vergnügungsreisende finden reichlich Gelegenheit, Neues und Wert-

volles zu sehen. Irgendwelche Strapazen mutet eine Studienreise ihren Teilnehmern in keiner Weise zu. Schon die Seereise auf einem der großen modernen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie gewährt Ausspannung und Erholung. Während des Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten steht der Hamburg-Amerika Linie mit ihren dortigen Vertretungen und ihren vielen Verbindungen dem Reisenden jederzeit zur Verfügung. Deutsche Touristen werden in Amerika überall mit Herzlichkeit und Zuverlässigkeit aufgenommen. Natürlich kommen die großen Reiserennen, welche den Passagierverkehr zwischen Nordamerika und Europa durchführen, diesem Reiseverkehr aus dem weitgehendsten entgegen. Vor mehr als 10 Jahren wurde auf Anregung der Sapog-Rundreisefahrkarten 3. Klasse zu wesentlich er-

höhten Preisen eingeführt. Dabei ist in keiner Weise notwendig, sich irgendeiner großen Gesellschaft anzuschließen, um in den Genuss dieses verbilligten Passagierpreises zu gelangen. Die Hamburg-Amerika Linie gibt für ihre Reisen in die Vereinigten Staaten die Dampfer „Albatros“, „Deutschland“, „Hamburg“, „New York“, „Resolute“, „Reliance“, „Cleveland“, „Westphalia“ und „Thuringia“. Die erwähnten Rundreisefahrkarten, die 12 Monate Gültigkeit haben, aus. Der Tourist findet auf den Dampfern bei Benutzung der 3. Klasse neben den für zwei und vier Personen eingerichteten Kabinen ein geräumiges Promenadendeck, Speisesaal, Rauch- und Damenzimmer, Bordispieltische und reichlich Gelegenheit zu Tanz, Spiel, Sport und sonstigen Unterhaltungen.

Im Lande der Dijns

Von E. von Ungern-Sternberg.

Der Mond ist hoch am Himmel emporgeschwommen. Alles wächst in der glühenden Dämmerung und nimmt seltsame Formen an. Die engen Gassen sind silberglänzend. Das Meer ist müde und murt. Die Frauen haben sich aufzurückgeschlagen und lassen sich aus ganz wilden flachen Dächern versammelt, plaudern oder zigen Tassen mit parfümiertem Tee und mit

liegen auf weichen seidenen Kissen und träumen. Der Horizont verliert sich in der Endlosigkeit, im Leuchten nebelhafter Sterne. Es scheint, als ob sich im Weltall eine geheimnisvolle Pforte öffnen müßte, durch die lächelnd im blauen Gewande das Wunder tritt. . . . Lieber dem niedrigen, viereckigen Eingangstor zur Kasba in Rabat wachen Soldaten in schwarzen Mänteln, die lange goldverzierte Büsche an die Schulter gelehnt. Beim Eintritt in den Palast giebt ein Diener dem Gast aus silberner Schüssel Rosenwasser über die Hände. In den Räumen duftet es nach Ambra. Aus einem Seitengange klingt das leise Weinen einer Gendarm. Vier Mohren sitzen dort auf einem kostbaren Teppich und lassen ihre Finger über die Saiten gleiten. Einer von ihnen beginnt einen felsenhaften Gesang. Es klingt wie ein Ruf aus vergangenen Jahrhunderten, wie eine Klage aus den Gräbern erlöschender Völker und Zivilisationen. Bornehme Mauren stehen rings herum, deren Wäite mit Wohlgerüchen getränkt sind, und deren Fingerringe rosa poliert wurden. Sie haben ihre farbigen seidenen Mäntel über sich gezogen und lassen sich aus ganz wilden flachen Dächern versammelt, plaudern oder zigen Tassen mit parfümiertem Tee und mit

Mocca bewirken. Hier ist die alte Märchenwelt der Omajaden wieder erwacht. Man vergißt die Franzosen, die sich hier zu zerren aufgeworfen haben, man vergißt Europa, das fern und fremd zurückgeblieben ist, und man wandert in einem Traumlande von Pracht und Blut, das voll von Wundern ist. Die Jahrhunderte scheinen in Marokko still gestanden zu haben, während nebenan die Welt im Fortschritt taumelte. Es dürfte niemand errathen, wenn er hinter der Biegung einer krummen Gasse Harun al Raschid und seinem Besitz begegnete, wenn eine der verhüllten Frauen sich plötzlich in eine gültige Fee verwandelt wolle, um mit ihrem Zauberstabe den Fremdling in ein Schloß aus Gold und Edelsteinen zu entführen. Alas! hier ist groß und feine Barmherzigkeit kennt keine Grenzen! Alles ist hier fremd und fromm. Nicht mit der äußerlichen Frömmigkeit der Christen in Europa, sondern jeder Mohammedaner lebt im Schatten Mals und ohne ihn gäbe es für ihn kein Leben.

Wer in das Reich der maurischen Gedankenwelt eindringen will, der muß den Straßen erzählern lauschen, um die sich stets andächtige Zuhörer sammeln. In ihren Geschichten singen die Bäume, und das Wasser spricht. Die Edelsteine haben ihren eigenen Willen, und die Blumen lieben, Vögel tragen Talismane in ihrem Schnabel, zahme Leoparden halten auf Treppen aus weißem Marmor Wache und irgend ein mächtiger Djin hilft einem armen Sklaven zu unermesslichem Reichtum. Sie erzählen auch Geschichten von großen Beherrschern der Gläubigen, deren Feldzügen von Generation zu Generation weitergegeben werden. Vor einigen Jahren war Muley Hassan der letzte unabhängige Sultan Marokkos. Man nannte ihn grausam, weil er sein Regiment nach alter maurischer Sitte führte, und weil die Mauern seiner Hauptstadt oft mit den in der Sonne dörrenden, blutigen Köpfen von Rebellen geschmückt waren. Doch war er im Vergleich zu den meisten seiner Vorgänger, die ganz besonders in den Heldenerzählungen gefeiert werden, gütig und milderherzig. Dem Sultan el Raschid z. B. machte es eine besondere Freude, seine Gefangenen persönlich mit einem scharfen Säbel zu vierteln. Er ruhete sich, daß es in seinem Garten keinen einzigen Rosenstrauch gäbe, der nicht mit Menschenblut bespritzt worden wäre. Sein Vorgänger Muley eliman ließ seine Feinde einspalzen, d. h. er befahl, ihnen Einschnitte in das Fleisch zu machen, und in die frischen Wunden Salz zu reiben. Sie wurden dann in Kisten gepackt, die nur eine Öffnung für den Kopf hatten, und wurden vor dem Thron im Audienzsaal aufgestellt. Unter dem Stöhnen der Sterbenden befahl der Sultan jarte Liebeslieder zu singen, und Sklavinnen mußten vor ihm tanzen.

Der Marokkaner ist fromm, und seine Weisheit ist nicht unsere Weisheit! Kein Rumi darf ihre Heiligtümer mit seinem Besuch entweihen. Die Moschee des Muley Joris in Fez genießt ganz besondere Verehrung. Ein Christ oder Jude darf nicht vor ihren Toren stehen bleiben, ohne das Mißfallen der Gläubigen zu erregen. Er kann nur einen flüchtigen Blick auf die zahllosen Uhren werfen, die, eine schöner wie die andere, Geschenke der Sultane und reicher Pilger, die innere Mauer schmücken. Zitternd, mit in Ekstase brennenden Augen, drängt sich eine bunte Menschenmenge vor dem Mosaik der Wand und küßt gierig den kalten Stein. Andere werfen, je nach ihrem Vermögen, Opfergaben durch eine Öffnung in der Mauer. Die Mosaiken werden von einem erblichen Mitgliede der andalusischen Familie Uled el Gumi, der noch die Schlüssel seiner jetzt zerfallenen Paläste in Granada und Cordova besitzt, sorgsam bewahrt.

Das Beten ist hier keine Pflicht, kein Muß, es ist eine Freude! Wenn die Stunde des Gebetes ausgerufen wird, schweigt alles in Andacht. Tausende und Abertausende breiten ihren kleinen Gebetsteppich aus und loben Allah den Barmherzigen. Wenn der Europäer über den Mangel an Komfort, über das Fehlen von Telefonen in der Altstadt von Fez und über manche andere Dinge mehr klagt, so lächelt der Maure und sagt, daß er gewiß kein Feind des Fortschrittes ist, — viele unter ihnen kennen Paris und London — daß aber der Fortschritt, den sie dort gefunden, darin bestünde, schneller zu gehen und höher zu steigen. Ma schinen an die Stelle von Menschen zu stellen und Unruhe im Herzen und im Leben zu schaffen, mit diesem Fortschritt habe es bei ihm keine Eile! Ja, wenn jemand sie lehren würde, die Lepra zu heilen, der Weibe ihre Dornen zu nehmen, das Geheimnis des Jenseits zu lösen, dann würden sie sich vor dem Besten bewundernd beugen. Hätten sie nicht Muja-

med, der ihnen die Wahrheit und Hoffnung, und Antur, der ihnen die Schönheit offenbarte, als Heilige angeboten.

Nicht nur das religiöse Empfinden, auch das Wissen und Lernen ist in Fez europäisierend. Die Universität von Fez ist das erste Zentrum muhammedanischer Weisheit. Vor einem „Dschaza“, d. h. einem Doktorat, den die berühmten Professoren der Cairavina ihren Schülern ausgestellt haben, beugt sich in Verehrung die muhammedanische Welt, aber die Bücher, die dort gelesen werden, sind zum größten Teil den Universitäten des Westens unbekannt. Es gibt keine Spezialisierung, jeder der Studenten muß die zwanzig Wissensenteilungen, die ihn gelehrt werden, gleich gut beherrschen, ehe er Anspruch auf den Dschaza erheben kann. So dauert denn das ganze Studium zehn bis zwölf Jahre. Voran steht natürlich die Erläuterung des Korans, dann das Examen der Traditionen und die Lehre vom idealen Recht. Auch Rhetorik, Stilistik, Logik, Grammatik, auch Medizin, Geschichte und Geographie werden gelehrt, aber auch Kenntnisse der Astrologie, Zahlenkunde, Aufklärungen über Talismane, und über den Einfluß der Engel und Geister werden gelehrt, ehe der Schüler seinen Titel erhält. Es sind keine Brotfächer, die den Studenten vorgelesen werden. Nie darf ein materielles Ziel das Studium beeinflussen, denn die Studenten würden die Tradition entweihen, wollten sie etwas anderes erstreben, als, wie Sidi Mochamed lehrt, „aus der Finsternis des Unwissens zum Licht der Wahrheit“ vorzudringen. So gelten denn die Schüler der Cairavina als Vorbilder einer idealen Gesinnung, und die Professoren werden sowohl in den breiten Schichten des Volkes, als auch in den Palästen der Bornehmen und des Schahs mit einer an Devotion grenzenden Achtung behandelt. Da die Professoren ihr Einkommen aus den Kirchengütern beziehen, so ist ihr Gehalt recht kärglich, und die Schüler sind meistens so arm, daß sie ihren Unterhalt durch Almosen fristen, die ihnen stets gerne gegeben werden, und sei es auch nur ein Stück Brot oder eine Schüssel mit Kuskus.

Ähnlich wie in den goldenen Zeiten von Salamanca bilden die Studenten in Fez eine Art von fröhlicher und unruhiger Boheme. Man fürchtet sie ein wenig, aber man liebt sie noch mehr. Namentlich die Frauen sind ihnen geneigt, und man spricht von vielen lustigen Abenteuern, wo Studenten in dunklen Nächten über die flachen Dächer schleichen und sehnlichst von den Haremsskinnen erwartet werden. Für einige Tage im Jahr dürfen die Studenten ihren eigenen Sultan wählen, der mit großen Ehrenbezeugungen umgeben wird, der das Recht hat, unter besonderem Pomp den regierenden Sultan zu besuchen und von ihm eine Gnade zu fordern, die niemals verweigert wird.

Es gibt so viele Europäer in Fez, die über das Treiben und Leben der maurischen Welt von der Höhe ihrer Zivilisation die Achseln zucken und sich vor dem Schmutz des Jökels eckeln. Sie fühlen sich in ihrem Hotel, wo Jazzmusik spielt und geschminkte Frauen tanzen und johlen, weit über ihre Umgebung erhaben. Aber der echte Maure beneidet sie nicht, er lächelt ein weißes Lächeln. Auch der würdevolle Kaufmann, der seine Waren auf dem Basar aufstellt, um sie den Fremden zu verkaufen, fühlt sich im Grunde seines Herzens über sie erhaben. Er quält und sorgt sich nicht mit Ziffern und Kalkulationen, ehe ein Kunde an seinen Laden tritt, sondern dichtet an einem Madrigal oder freut sich an einer Geschichte aus der Laufend und einer Nacht. Er trinkt duftenden Tee und raucht vielleicht die Rikpfeife, die ihn in das Land der Träume und der Märchen entführt. Will man Marokko verstehen, will man den Schmutz und all das Unzulängliche rings herum vergessen, so muß man an Märchen glauben lernen.

Lapplandbilder

Von Heinz Richter.

Man muß durch ganz Finnland hindurchfahren, wie wir es letzten Sommer taten, um an diesen eigenartigen Zipfel unseres Festlandes zu gelangen, in dem sich nordische und asiatische Welt zu einem besonderen Gebilde zusammenschließen.

Nach zwei Tagen Seereise, 24 Stunden Eisenbahnfahrt, ebensolanger Schüttelrei im Kraftwagen und einer länger als halbtägigen Fahrt mit dem Motorboote des Postboten sind wir in der lappländischen Wildnis angelangt. Nun gilt es, sich durchzuschlagen. Keinen Menschen trifft man tagelang. Kommen wir zufällig zu einer Siedlung, so finden wir da nur

Wappenzeichen — mit den Rumpfbildern wollen ihre Männer hoch im Gebirge — die unsere finnischen Sprachbrocken schon kaum mehr verstehen und selbst eine eigene lappländische Mundart sprechen.

Unschlaglich ist die Milchkühe. Ständig tragen wir den Milchkühe auf dem Kopfe und reiben uns die Hände immer neu mit Milch ein. Ein Kamerad wird krank, liegt mit Fieber einen ganzen Tag in unsere sämtlichen Decken eingepackt. Das ist schon oben auf dem finnischen Hochlande, den sogenannten Tundras. In weitem Bogen reist sich rings die unendliche Kette der blauen Höhen, in den Sumpflachen und kleinen Seen ringsum regt sich allerlei fliegendes und kriechendes Getier, und die Luft durchdringt der lockende Ruf des kleinen Regenpfeifers. In der Ferne jedoch am nordwestlichen Rande des Hochlandes stehen leuchtende Schneepfahle, die Berge Norwegens.

Ständig geht es wie ein Läuten, wie ein feines Musizieren durch dieses schöne Land. Ich glaube, es ist die Stimme der Stille, die hier hörbar wird. Bisweilen aber dröhlt dieses Läuten an. Jetzt höre ich ganz deutlich Hundebellen, — einen Menschenruf —? Da wird es zwischen den Birkensträuchern am jenseitigen Hange lebendig. Es läuft und trabt, es springt ein wenig und eilt unheimlich gleichmäßig zwischen den Bäumen dahin: eine Kenntierherde. Lappen in weißbäuschiger Kleidung schwingen den Stöcken, Hunde kläffen, ab und zu erschallt ein Ruf, und wie ein Spielzeug an einer Schnur gezogen, gleitet das Gange geschwind den Gang hinab — den Berg hinauf, und schon nach wenigen Minuten ist der seltsame Spuk vorbei. „Hi-hi, hi-hi, hi-hi, kling-kling —!“ hört man noch jähwack in der Ferne, dann laßt wieder das Schweigen auf dieser Landschaft.

Ein wildes Kenntier begegnet uns unverzüglich im Gesträuch. Ein Muttertier mit zwei oder drei Kälbern, das uns fragend aus seinen großen Augen anblinzelt, um dann gemächlich beiseite zu traben; oder wenn wir durch die Geröllfelder des Gebirges kletterten, blüht von naher Höhe ein Renbok mit gewaltigem Geweih auf dem Haupt wie ein König auf uns herab, die wir Einklingende sind in seinem Reiche.

Deute ist für uns wieder Festtag: wir stehen vor einer Lappenstube und können hier übernachten. Nur die Mutter der Familie mit den Kleinen ist da. Sie empfängt uns sehr freundlich, bringt uns trockenes Holz für das Feuer, an dem wir vor der Backstube unser Mahl bereiten, schleppt einen dicken Stok weißer Kenntierfelle herbei, die uns als Vogerstühle dienen sollen, und gibt uns auch bereitwillig fast ihren ganzen Vorrat an dicker Milch, die ja die Hauptnahrung der Lappen bildet. Wir gönnen uns trotz Winternachtskälte einen langen, erquickenden Schlaf und wandern am nächsten Vormittag mit einem großen Stück Kenntierfleisch im Rucksack weiter gen Norden.

Sämtliches Gepäck, Hirschgerät und Hinte haben wir im Boot verpackt, im leichten, tanneenen Rappenboot, und treiben unterm Ruderschlag von vier kräftigen Arnen dem Nordausfluß des Sees zu. Der dritte Mann sitzt vorn als Ausguck und der vierte achtern und hält ein Ruden in den Händen zum Steuern. Der Ausguck nähert sich, doch es raucht dort leise, und wir sehen keinen ruhig dahingleitenden Strom vor uns, sondern eine kleine Stromschnelle. Reiner von uns Wieren ist je durch eine Stromschnelle gefahren, wir alle haben viel von ihren Gefahren gehört, vertrauen aber auf unser gutes Glück und auf etwas Geschicklichkeit. Es wird also gewagt! Das Boot ruckt etwas, als es von dem schneller hinabfließenden Wasser erfaßt wird, einer von uns steht mit einer Stange bereit, um einen Anprall an etwaige Felsblöcke zu verhüten, und der Steuermann achtet genau auf die Weisungen des Vornmannes. Es geht alles wunderbar, mit einem vornehmen Bogen läuft das Boot in den nächsten See ein. Kunststück! Jetzt kommen wir wieder an eine. Sie rauscht gewaltig, viel härter als die bisherigen, am Ufer ist einladend eine Anlegestelle, doch wir verachten sie, im Bewußtsein der früheren Erfolge. Es geht hinein! Viel schneller als sonst, eine Bindung des Stromes haben wir glücklich überstanden, da tauchen vor uns mehrere große Felsblöcke aus dem Wasser auf. Ich selbst stehe vorn und juche das Boot mit viel List an den gefährlichen festen Punkten in der Ercheinung flucht darüber zu schaukeln, doch vergebens! Ein heimtückischer Ruck unter Wasser, und das Boot über sich hinweggleiten zu lassen, hebt sich vom Wasser. Das Boot